

Vor achtzig Jahren, am 7. März 1945, konnten die amerikanischen Truppen unverhoffterweise den Rhein zwischen Remagen und Erpel überqueren, und zwar über die Eisenbahnbrücke, deren Sprengung durch die deutsche Wehrmacht misslungen war. In den folgenden Tagen rückten sie auf der rechten Rheinseite zügig nach Norden vor, zunächst bis nach Honnef, von wo aus sie die Front durch das Schmelztal nach Osten in den Westerwald und ins Siegerland vortreiben wollten.

*In seiner **Erinnerungsschrift „Der Wolfshof“** hat der 1930 dort geborene **Wilfried Unterberg** († 2016) erzählt, wie er als Quartaner den Einmarsch der amerikanischen Soldaten erlebt hat.*

„Die Amis auf dem Wolfshof“

[...] Als die Amerikaner bereits die (südliche) Stadtgrenze von Honnef erreicht hatten und schon die ersten Panzer zu hören waren, hatten wir, meine Mutter, meine große Schwester Mia, mein Bruder Ernst und ich, uns kurz entschlossen, die Familie meines Onkels Gerhard Unterberg, der wie mein Vater zur Wehrmacht eingezogen war, von der Bernhard-Klein-Straße zum Wolfshof zu holen.

Im Vorratskeller hatten wir entsprechende Vorkehrungen getroffen. Die riesengroße Kartoffelkiste war zur Sammelbettstelle umfunktioniert worden. Hierin sollten nachts mein Vetter Norbert, meine Kusinen Rommi und Ulla und ich liegen. Die anderen Kinder waren auf Sessel, Liegestühle oder Matratzen verteilt. Auch das Mieter-Ehepaar Müller war mit in unserem Keller.

Es ging auf einmal alles sehr schnell, plötzlich waren die Amerikaner auf dem Wolfshof, suchten überall nach deutschen Soldaten, fanden aber keinen. Wir wurden allesamt in die Lebertran-Fabrik Zalewski in der unteren Steinstraße umgesiedelt und darüber informiert, dass wir in den nächsten Tagen wieder zurück zum Wolfshof könnten.

In der Fabrik hätte mich ein sturzbetrunkener Amerikaner fast erschossen. Ich war allein vor die Halle gegangen. Ich hatte eine schwarze Skihose an und eine Uniformjacke der Hitlerjugend, aber ohne Abzeichen. In seinem betrunkenen Kopf muss der Ami wohl gedacht haben, er hätte einen bösen Feind erwischt, wollte mich an die Wand stellen und hatte die MP (Maschinen-Pistole) schon im Anschlag. Meine große Schwester Mia hatte die Situation erfasst, ging wie eine Furie dazwischen und veranstaltete ein lautes Lamento. Das wiederum hörte ein Offizier,

schickte den betrunkenen Soldaten fort und befahl mir, in die Halle zurückzugehen. Erst sehr viel später in der Nacht und in den Tagen danach, wurde mir langsam klar, in welcher schlimmer Lage ich mich befunden hatte und wie tapfer mich meine Schwester errettet hatte.

Am nächsten Tag wurden wir aus der Halle hinausgeführt und auf einen Militär-Lastwagen geladen. Dieser fuhr die Steinstraße und die Selhofer Straße hoch und, siehe da, wir landeten, Gott sei Dank, wieder auf dem Wolfshof.

Die Amis hatten sich im Haus einigermaßen anständig benommen. Im Schlafzimmer meiner Eltern hatten die Offiziersuniformen meines Vaters und meines gefallenen Bruders Karl-Heinz im Kleiderschrank gehangen und davon hatten die Soldaten die Achselstücke, die Hoheitszeichen und Rang-Embleme herausgeschnitten. Alles andere „Verdächtige“ hatten Mia und ich vor dem Einmarsch im Garten vergraben oder in die Jauchegrube geworfen, nur die beiden Uniformen hatten wir vergessen.

Im Krieg gab es für die Jugendlichen Kriegsheftchen. Darin waren Geschichten und Heldentaten unserer Soldaten, zu Lande, zu Wasser und in der Luft beschrieben. Die Heftchen waren bei uns Kindern heiß begehrt und interessante Tauschobjekte. Man bekam sie in der Bücherei Lützenkirchen an der Hauptstraße gegenüber dem Kino, dem Capitol-Theater. Zur Mitarbeiterin von Herrn Lützenkirchen, Fräulein Irmgard, hatte ich ein gutes Verhältnis und sie besorgte mir immer eines der neuesten Heftchen oder legte es mir zur Seite.

Von diesen Heftchen hatte ich jede Menge, aber auf Mias „Befehl“ musste ich mich beim Heranrücken der Amerikaner sofort von den Traktätchen trennen und sie im Garten vergraben. Mit Tränen in den Augen und Wut im Bauch habe ich es schließlich getan.

Tante Jettchens ganzer Stolz war immer die Wiese vor dem Wohnhaus gewesen, darauf durften wir nicht spielen, sie sagte immer, es sei genügend Platz im Garten, aber kein Platz für das Toben auf der schönen Bleiche. Nun aber hatten die Amis ihre Lastwagen mitten auf diese Wiese platziert, alles war platt gefahren, sogar ein Sherman-Panzer stand am großen Tor und passte auf, dass kein böser Deutscher in die Nähe kam.

Nach einigen Tagen rückten die Kampftruppen vom Wolfshof ab und eroberten unter großen Verlusten das Siebengebirge und dann das Hintergelände zum Siegerland und Westerwald.

Mein Vetter Norbert und ich machten reiche Beute. Denn die Amerikaner hatten kleine Wachs-Schachteln zurückgelassen, die Cornedbeef, Erdnussbutter, Marmelade, Brot, Zigaretten, Kaugummi als Reserveverpflegung enthielten. All das sammelten wir und nahmen es mit in die Wohnung. Und es wurde redlich geteilt.

Unter der ehemaligen Möbelfabrik Rings zwischen Austräße und Steinstraße war ein riesiger Gewölbekeller und in diesem lagerten einige große Fässer mit Ahr-Rotwein. Da man damit rechnen musste, dass die Amis, wenn sie den Wein fänden, gefährliche Saufgelage veranstalten würden, hatte es sich wie ein Lauffeuer herumgesprochen, dass die Weinfässer auslaufen sollten. Die Nachbarschaft war schnell mit ein paar Gefäßen im Keller und durfte sie kostenlos füllen. Dann wurde dem Treiben schnell ein Ende gesetzt. Schläuche wurden angelegt und die ganze Herrlichkeit in die Gosse geleitet und von dort verschwand sie zur Freude der Ratten und Mäuse und sonstigen Kleinviehs im O-Bach.

Die Kampftruppen hatten im Keller von Nachbar Winkler auch einiges an Spirituosen gefunden, mit auf den Wolfshof genommen und in Großvaters Werkstatt deponiert. Dann war der Abmarschbefehl gekommen und die Flaschen waren zurückgeblieben. Norbert und ich haben die Flaschen zum Nachbarn zurückgebracht, nur eine Flasche mit dem Etikett Pfefferminzlikör haben wir „Schmu“ gemacht und am Schraubstock geöffnet. Es roch vortrefflich, wir haben einen Finger in die Flüssigkeit getunkt und dann festgestellt, dass es auch ganz gut schmeckte. Wie ein paar alte Halunken haben wir dann die Flasche an den Mund gesetzt und immer, einer nach dem anderen, ein Schlückchen genommen, bis die Flasche leer und wir voll wären. Wir haben uns in der Werkstatt auf den Boden gesetzt, mit dem Rücken zur Wand und wurden dann von Mia gefunden. Sie ahnte gleich, was wir getan hatten, denn unsere Alkoholfahnen „flatterten uns voran“ (*ironischer Bezug zum Propagandalied der Hitlerjugend mit dem Titel ‚Unsre Fahne flattert uns voran‘, W.B.*). Es war uns furchtbar übel und es hat lange gedauert, bis es uns wieder besser ging. Aber es war eine Lehre und wir haben so schnell keinen Alkohol mehr angerührt.

Es folgten dann weitere amerikanische Truppen mit ihren Amphibienfahrzeugen, sie hatten die Kampftruppen mit diesen Wagen über den Rhein gebracht, dann wurden diese Pontonboote, die alle motorisiert waren, aneinandergesekoppelt und es entstand die erste Pontonbrücke

über den Rhein. Diese Soldaten, unter denen auch sehr viele Schwarze waren, haben sich so ungefähr 14 Tage in Honnef aufgehalten. [...]

Ich hatte auch einen schwarzen Ami kennengelernt, Joe Johnson, ein prächtiger Kerl. Der hatte mich erwischt, wie ich eine Zigarette rauchte. Ich kannte mich mit meinem Quarta-Englisch so weit aus, dass ich verstand, was er meinte, nämlich, es sei nicht gut, dass ich rauchte. Er hat mich nach meinen englischen Schulbüchern gefragt und mit mir Englisch gemacht. Er hatte mir gesagt, er sei in Amerika Lehrer. Joe war ein feiner Kerl. Er hat wohl auch nach Mia geschickt, sich aber immer sehr gut benommen. [...]

Die Familie meines Onkels Gerhard war mittlerweile auch wieder in der Bernhard-Klein-Straße gelandet. Aber auf dem Wolfshof haben meine Mutter und ich immer noch im Wohnzimmer geschlafen. [...] Es war ihr ein paar Tage sehr schlecht gegangen, sie hatte die Ruhr, also Durchfall und Erbrechen. Kein Arzt war zu erreichen, nirgendwo gab es Medikamente. Herr Müller hatte gesagt, dass Penicillin das Beste in einem solchen Falle sei. Wir sind zum amerikanischen Lazarett gegangen, das im Josefskloster in Rommersdorf war, und haben unsere Bitte vorgetragen. Ein Militärarzt, der ausgezeichnet Deutsch sprach, hat uns geholfen. Er hat Mia und mich mit einem Jeep zum Wolfshof gefahren, Mutter untersucht und ihr das Penicillin verabreicht. Von da an ging es ihr wieder besser. Im Gespräch mit dem Arzt stellte sich heraus, dass er Jude war. Er hat das nicht besonders betont, als meine Mutter sich bei ihm bedankte, meinte er nur, das sei für ihn selbstverständlich, er sei Arzt.

Die Nächte waren immer noch sehr unruhig, der Krieg war noch nicht vorbei, man hörte Geschützdonner, Flugzeuge und den Nachschub der Amis, der unentwegt durch Honnef zur Front fuhr. Hunderte von Soldaten, Deutsche und Amerikaner, fanden in diesen Tagen im Siebengebirge den Tod. [...]

Interessant zu beobachten war, wie sich die „Goldfasane“ der NSDAP verhielten (*In der Zeit des Nationalsozialismus war „Goldfasan“ eine vom Volksmund geprägte Invektive auf die in hell- und dunkelbraunen Parteiuniformen mit goldenen Abzeichen und der leuchtend roten Hakenkreuzbinde auftretenden Politischen Leiter der NSDAP, deren Erscheinungsbild das politische Alltagserleben in Deutschland prägte*, Wikipedia), nachdem die Amerikaner da waren und der Krieg endlich vorbei war. Sie taten so, als ob sie kein Wässerchen trüben könnten, grüßten nicht mehr mit „Heil Hitler“, gingen in die Kirche und

waren bemüht, ihr Fähnchen in die Richtung zu drehen, von wo jetzt der Wind wehte.

Es begann das große Warten all der Mütter und Frauen, die nichts mehr von ihren Lieben an der Front gehört hatten. Es begann für die Heimkehrer die schwere Zeit der Wiedereingliederung in das zivile Leben, viele waren verwundet, verkrüppelt, seelisch gestört. Einige kamen frühzeitig zurück, andere erst nach Jahren. Wir hatten das riesen-große Glück, dass mein Bruder Ernst und auch mein Vater schon wenige Wochen nach Kriegsende wieder gesund auf den Wolfshof zurückkehrten.

Millionen aber kamen nicht zurück, weil sie ihr junges Leben für nichts und wieder nichts hatten opfern müssen, so auch mein über alles geliebter Bruder Karl-Heinz, der im August 1943 mit 22 Jahren an der Ostfront im Raum Kiew, Belgorod, Charkow gefallen war.

Der von mir an einigen Stellen gekürzte [...], ergänzte (...) oder sprachlich geringfügig abgewandelte Text ist einer bebilderten, 125seitigen Broschüre entnommen, die Wilfried Unterberg 2006 in wenigen Exemplaren ausschließlich für Familienmitglieder im Copyshop erstellt hat.

Wilhelm (Willi) Birenfeld